

Vorwort

Rosemarie Lühr

In dem Titel des Sammelbandes ist das Fremdwort *Idiosynkrasie* enthalten. Es ist im 18. Jh. aus dem Griechischen (*ἰδιοσυνκράσια*) entlehnt, und bedeutet soviel wie „die Selbst-Eigenheit“, „der Selbst-Charakter“ (zusammengesetzt aus griechisch *idios* „Eigen, Selbst“ und *syn-krasis* „Mischung, Zusammenmischung“). Normalsprachlich hat es die Bedeutung „Eigentümlichkeit“.

In der Sprachwissenschaft zeichnet sich ein idiosynkratischer Begriff dadurch aus, dass er in der bezeichneten Bedeutung nur von einer einzelnen Person oder Gruppe verwendet wird und üblicherweise einer anderen Bedeutung zugeordnet ist. In einem anderen Verständnis ist ein Begriff (ein Wort oder eine Phrase) dann idiosynkratisch, wenn er über Eigenschaften verfügt, die sich nicht aus allgemeineren Regeln ableiten lassen und die man deshalb im Lexikon explizit vermerken muss. Beispielhaft ist die Drogensprache dafür: *Schokolade essen, ins Gras beißen, ein Pfeifchen rauchen, Pappe fressen*. Doch kommt das Wort in der Linguistik nur sporadisch und in unterschiedlichen Kontexten vor. So wird das Fehlen von Wörtern im Lexikon als *idiosynkratisch* bezeichnet; z.B. Simplicia wie **arrivation*, **deprival* oder Komposita und Phrasen wie **symphony orchestrate*, **chairpersonify*, **white elephantine*, **outboard motorize*. Des Weiteren findet man in der Morphologie den Terminus *idiosynkratisch*. Vgl. etwa Spencer (2000: 75): „inflectional morphology is notorious for being morphologically idiosyncratic“, wie auch in der Phonetik im Falle der Vokalreduktion und Clustervereinfachung bei *postman*.¹

In Verbindung mit der Syntax oder syntagmatischen Relationen ist der Begriff Idiosynkrasie aber kaum verwendet worden. Dass es hier aber abzuwägen gilt, ob es sich tatsächlich um idiosynkratische Phänomene handelt, zeigen die folgenden Beiträge aus der Indogermanistik. Unter einem möglichst weiten Begriff von Idiosynkrasie werden syntaktische Trennungszeichen in alten Inschriften, Null anaphora, die Syntax von Objekten, das Hyperbaton, idiosynkratische *dass*-Sätze und Idiosynkrasien in der Informationsstruktur zu fassen gesucht. Die Daten stammen aus den Sprachen Hethitisch, Altindisch, Griechisch, Latein, Venetisch, Runennordisch, Walisisch, Älteres Deutsch.

Untersuchungsfragen sind: Sind Idiosynkrasien in der Syntax tatsächlich „Unregelmäßigkeiten“ oder sind sie durch noch nicht entdeckte Regeln erklärbar? Wie entstehen Idiosynkrasien historisch? Wie werden sie beseitigt?

Syntagmatische Relationen auf Wortebene können syntagmatische Interpunktionen sein. In Inschriftenkorpora alter Sprachen wirken sie oftmals als Repräsentanten von Idiosynkrasien. Die Setzung von Trennungszeichen zur Kennzeichnung syntaktischer Strukturen erscheint dann unregelmäßig, wenn sie aus den vorhandenen Systemen nicht erklärbar ist. Anja Busse und Roland Schuhmann (Idiosynkrasie bei inschriftlichen Trennungszeichen) behandeln diese Art von Idiosynkrasien an Runeninschriften im älteren Fufark und an venetischen Inschriften. Ihre einfache These lautet: Je unregelmäßiger Trennungszeichen verwendet werden, desto weniger darf man auf Schreiberschulen schließen, in denen dafür

¹ Spencer 2000: 76, 87 f., 95, 105, 412, 427. Vgl. auch McIntyre 2002.

Konventionen gelehrt werden. Unregelmäßigkeit impliziert hier also das Fehlen von Schreiberschulen. Der Befund ist eindeutig: Die Runeninschriften, die man in der Regel zentralen Schreiberschulen zuweist, zeichnen sich durch eine unregelmäßige Interpunktion aus. Die Annahme von Schreiberschulen im frühgermanischen Raum, in denen die Interpunktion vermittelt wird, oder von Berufsschreibern ist somit zurückzuweisen. Auch für die venetischen Inschriften wurden bisher idiosynkratische Interpunktionen konstatiert. Doch zeigt sich, dass die scheinbar fehlerhafte Interpunktion auf schwankende Syllabifizierungen zurückgeht. Die mutmaßlichen Idiosynkrasien im Falle syntagmatischer Interpunktion beruhen hier entweder auf Analogien oder dem Nebeneinander von geminierten und ungeminierten Strukturen und damit auf erlernten Konventionen. Scheinbar idiosynkratische Interpunktionen können somit bereits in Texten alter Sprachen regelhaft sein.

Zur Morphosyntax kann man Pronomina zählen. Idiokratisch ist ihr Gebrauch, wenn sie als anaphorische Nullobjekte auftreten und so ein „spezifischer“ Referent nicht erscheint, wo er syntaktisch erwartet wird. Zusammen mit Hyperbata sind Nullobjekte dabei Merkmale von Nicht-Konfiguralität. Einen Zusammenhang zwischen solchen Nullobjekten und Klitika stellt Carlotta Viti (Null objects and clitics in some early Indo-European languages) her. An lateinischen, griechischen und vedischen Daten zeigt sie, dass die scheinbar idiosynkratische Struktur in der Distribution von Nullobjekten und Klitika durch die Verbssemantik bedingt ist. Verben sind in altindogermanischen Sprachen mehr aspektorientiert. Durch den Aspekt aber stehen das Gesamtereignis und weniger die Partizipanten im Zentrum. Das Pronomen fehlt dann nicht nur, weil es auffindbar ist, sondern weil sich die Aufmerksamkeit auf das Verbalgeschehen richtet. Die Aufgabe von Nullobjekten in den romanischen Sprachen, im heutigen Griechischen und in neuindischen Sprachen wird dann auf den Wandel von Wackernagelklitika zu verbadjzenten Klitika zurückgeführt. Als eine mögliche Ursache nimmt Viti den Übergang vom musikalischen Akzent zum Druckakzent an. Der musikalische Akzent sei mehr mit der syntaktischen und semantischen Unabhängigkeit der Klitika von ihrem verbalen Kopf vereinbar, während unter dem Druckakzent Klitika vom Verb attrahiert würden. In diesem Fall würden die Klitika ihre phonologisch motivierte Position verlieren und idiomatische Bedeutungen erlangen. Idiosynkratische Nullobjekte werden also im Laufe der Zeit aufgegeben und dann in der Nähe des Verbs sichtbar gemacht, d.h. Idiosynkrasie wird beseitigt.

Mit Nullelementen beschäftigt sich auch der Beitrag von Melani Wratil (Grammatikalisierung, Degrammatikalisierung und die zyklische Entwicklung von pronominalen Subjekten im Walisischen). In der britannischen Sprache Walisisch kommen analytisch und synthetisch gebildete Verben und dabei auch Nullelemente vor. Die Distribution erscheint idiosynkratisch. Insbesondere im Falle von Subjektkoordination ist das Kongruenzverhalten kompliziert. Die Verben kongruieren nur mit dem jeweils rechtsadjazenten initialen Subjektconjunkt. Eine entsprechende synthetische Morphologie besitzen sie genau dann, wenn dieses Conjunkt ein Pronomen der 1. oder 2. Person Singular oder der 1., 2. oder 3. Person Plural ist. Ansonsten sind die Verben analytisch. Eine Kongruenzspezifikation, welche eine Übereinstimmung mit dem *phi*-Merkmalsgehalt der komplexen Gesamtsubjektphrase indiziert, ist so nicht gegeben. Bisherige Erklärungen dieser Asymmetrien operieren auf synchroner Ebene. Dagegen geht Wratil der Frage der Entwicklung dieser spezifischen Subjekt-Verb-Kongruenz des Walisischen nach. Sie sucht den Auslöser für derartige Wandelprozesse mitsamt korrelierenden Phänomenen und verfolgt deren Weiterentwicklung im modernen und heutigen umgangssprachlichen Walisischen. Sie macht deutlich, dass die Subjekt-Verb-Kongruenz einem zyklischen Wandelprozess folgt, bei dem sich Grammati-

kalisierung und Degrammatikalisierung ablösen und postverbale Pronominalelemente so verbale Charakteristika annehmen und wieder verlieren. Die beobachteten Idiosynkrasien ergeben sich demnach aus natürlichen Sprachwandelprozessen.

Das schon im Zusammenhang mit Nullelementen genannte Hyperbaton behandeln Maria Kozińska und Susanne Zeilfelder (Das Hyperbaton in altindogermanischen Sprachen). Sie betrachten es als eine Fokussierungsstrategie, wobei sie vor allem Primärmaterial für die Theoriebildung darstellen wollen. Die herangezogenen Sprachen sind Altindisch und Hethitisch. Die Unterschiede in der Verwendung des Hyperbatons, einer hochgradig idiosynkratischen Kategorie, weil Zusammengehöriges getrennt wird, sind beträchtlich. Sowohl im Vedischen als auch im Klassischen Sanskrit gibt es keinerlei Restriktionen beim Hyperbaton, weder hinsichtlich der Distanz zwischen den beiden getrennten Elementen, noch was die Versetzungsrichtung der Konstituenten angeht: sowohl Linksversetzung wie Rechtsversetzung kommen vor. Demgegenüber sind im Hethitischen Hyperbata sehr selten belegt. Auch sonst gibt es syntaktische Unterschiede zwischen dem Altindischen und Hethitischen, die in einen Zusammenhang mit dem weitgehenden Fehlen des Hyperbatons im Hethitischen zusammengebracht werden: Anders als im Altindischen findet man trotz komplexer Hypotaxe im Hethitischen keine Satzverschachtelung und auch die Abfolge von Nebensätzen zeigt Beschränkungen, Phänomene, die unter dem Stichwort „Einhaltung von Satzphrasengrenzen“ vereint werden. Weitere hierher gehörige syntaktische Merkmale des Hethitischen sind das Fehlen von Absolutivkonstruktionen und auch nahezu von Komposita gegenüber dem häufigen Gebrauch im Altindischen. Alles in allem scheint das Hethitische eine Sprache zu sein, in der, wie am Fehlen des Hyperbatons ersichtlich, das Aufbrechen von Phrasen – beim Hyperbaton von Nominalphrasen – vermieden wird. Im Vergleich zum Altindischen hat die Syntax des Hethitischen so weit weniger idiosynkratische Merkmale.

Eine scheinbare Idiosynkrasie der Satzsyntax behandelt Gisella Ferraresi (Zur Konjunktion *dass* in Exklamativsätzen und in Rekursionsstrukturen), die Funktion der Konjunktion *dass* als satzeinleitendes Element in deutschen Exklamativsätzen mit Verbendstellung, Merkmalen, die für eingeleitete Nebensätze charakteristisch sind. Pragmatisch haben solche Sätze die Funktion, auf expressiver Ebene eine ‚Erwartungsabweichung‘ von der als wahr vorausgesetzten Proposition auszudrücken. Für die Frage, ob es sich bei *dass* aber tatsächlich um eine – womöglich historisch begründbare – idiosynkratische Form der Satzeinleitung handelt oder ob *dass* in diesem Typ von selbständigen Sätzen eine auch in anderen Satztypen mit *dass* vergleichbare Funktion hat, verweist Ferraresi auf Exklamativsätze in süddeutschen Dialekten und älteren deutschen Texten, in denen *wie* und *dass* gleichzeitig auftreten; z.B. *wie schön dass du bist!* Für die Analyse solcher Verbindungen übernimmt sie den Ansatz von Giorgi/Pianesi (1997) und Giorgi (2009), nach denen in der CP eine funktionale Kategorie aufgesplittet und somit analytisch realisiert wird, wenn das Ereignis nicht nur in Bezug auf die Koordinaten des Subjekts, sondern auch auf diejenigen des Sprechers bewertet wird. Mit den *wie*-, *dass*-Exklamativsätzen sind *dass*-Topik-*dass*-Sätze im heutigen Deutsch vergleichbar, bei denen die Verdopplung der Konjunktion der Hervorhebung einer Konstituente aus dem *dass*-Nebensatz als kontrastives Topik dient. Und Parallelen zu den Exklamativsätzen, die nur die Konjunktion *dass* enthalten, sind *dass*-Verbzweitsätze wie

- (a) aber ich habe manchmal, an manchen stellen, den eindruck, *dass* hier *steht* der poeta doctus dem dichter im weg

Hier wird der Nebensatz als Verbzweitsatz zur Assertion aufgewertet. Da es also Vergleichbares zu den *wie*-, *dass*- und *dass*-Exklamativsätzen gibt, ist die Konjunktion

dass in Exklamativsätzen mit Verbendstellung kein zu einem idiosynkratischen Merkmal gewordenes Relikt aus früheren Zeiten, es mussten vielmehr bis dahin noch nicht erkannte vergleichbare Sätze mit pragmatischen Bedingungen für den Gebrauch von *dass* in Exklamativsätzen aufgedeckt werden.

Zur Auflösung von vermeintlichen Idiosynkrasien behandeln Susanne Schnaus und Natalia Mull (Informationsstruktur und Wortstellungsvarianz in altindogermanischen Sprachen) alte Probleme zur Wortstellungsvarianz auf informationsstruktureller Basis.

An ihrer Untersuchung wird der Vorteil einer solchen Analyse unmittelbar deutlich. Wie zunächst an lateinischen und altindischen als idiosynkratisch erscheinende Belegen nachgewiesen, können frühere ungenaue Begründungen für die Voran- oder Getrenntstellung von Elementen wie auch verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten von Textstellen nun mit den Analysekategorien Topik und Topikalisierung disambiguiert werden, wobei im Altindischen auch Metrik und Sprecherabsicht berücksichtigt werden. Beim Topik wird weiter nach dem Aboutness Topic, Familiar Topic, Shifting Topic und Contrastive Topic unterschieden. Insgesamt aber geht aus der Wortstellung aller besprochenen vedischen Einzelbelege hervor, dass die bevorzugte Position für das Topik die zweite Position im Satz ist. Den gleichen Befund zeigen Belege aus dem Sanskrit, Griechischen und Hethitischen. Die als nächstes präsentierten Ergebnisse der korpuslinguistischen Auswertung bringen weitere Evidenz für die Annahme dieser Position: Von 456 Hauptsätzen steht im Altindischen in 144 Sätzen das Subjekt overt in der zweiten Position des Satzes, wobei hier die Wackernagelposition mit Nomina und betonten Pronomina, die nach den Enklitika stehen, zusammengefasst wurden (in 181 Sätzen ist das Topik ein kovertes Subjekt infolge *pro-drop*). Da Aboutness Topiks häufig Textkohärenz herstellen, und zwar oftmals durch anaphorische Pronomina, die schwach markiert sind, wird verständlich, warum gerade die zweite Position die bevorzugte Position für das Topik wurde. Eine Topik-Position an der zweiten Satzstelle ist somit keine Idiosynkrasie.

Bibliographie

- Andrew McIntyre, Idiosyncrasy in Particle Verbs, in: Verb-particle explorations. Nicole Dehé, Ray Jackendoff, Andrew McIntyre und Silke Urban, Berlin 2002: 95–118.
Andrew Spencer, Morphological Theory, Oxford & Cambridge 2000.

Rosemarie Lühr
Humboldt-Universität Berlin
Dorotheenstr. 24
10117 Berlin
rosemarie.luehr@hotmail.de